



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Handelsverträge

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Zeit wie die Faust dem Auge angemessenen des „Sturmes und Dranges“) bei den unaufhörlich neuen Bedingungen ausfällt, die das stetig wechselnde Leben den Menschen stellt. Unser heutiges Geschlecht steht nun jedenfalls unter andern, wenn nicht entgegengesetzten, als denen eines künstlerischen Sturmes und Dranges. Wir haben davon so übergenug gehabt, das Leben stürmt und drängt gegenwärtig so, daß die „Künstler“ andres vorhaben sollten, als die Rolle der Sturmvögel zu spielen. Ja, wir brauchen „Wahrheit“ — Wahrheit gegen innere Verlogenheit, Leere und Haltlosigkeit, aber nicht die qualmende Fackel der Petroleumse, sondern das Licht jener hehren Göttin, die unserm Dichter auf Bergeshöhen durch Nebel in siegreicher Klarheit erschien, die mit einem Munde spricht, dem aller Lieb und Treue Ton entfließt, die in des Lebens Wunden den reinsten Balsam gießt, die von vielen genannt, von jedem fein geheißt wird, die aber er, der Dichter, in ehrfürchtigem Schauer — nicht nennt.



Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Handelsverträge



ie immer auch die Fachmänner im Handels-, Finanz- und Zollwesen die in der ersten Dezemberwoche abgeschlossenen Handelsverträge beurteilen mögen, wie groß oder klein ihre Wirkung auf unser Volkseinkommen ausfallen wird, die Begründung, die sie in der dem Reichstage zugegangenen Denkschrift und in der Rede des Reichskanzlers von Caprivi erfahren haben, verleiht ihnen epochemachende Bedeutung. „Die Entwicklung Deutschlands zu einem Industriestaate ersten Ranges — heißt es in der Denkschrift — die Zunahme seiner Bevölkerung und die den einheimischen Bedarf nicht in vollem Umfange deckende Bodenproduktion haben zur Folge, daß Rohstoffe und Nahrungsmittel vom Auslande in großen Mengen eingeführt werden müssen. Um das hierdurch bedrohte wirtschaftliche Gleichgewicht in dem erforderlichen Maße wieder herzustellen, ist Deutschland in erster Linie darauf angewiesen, seinen Überschuß an Fabrikaten im Auslande abzusetzen,“ was, wie vorher bemerkt worden war, durch die Absperrungsbestrebungen der meisten Staaten erschwert wird. Dieses amtliche Geständnis, daß der heimische Boden der wachsenden Bevölkerung nicht mehr genüge, ist eben das epochemachende, denn die offene Anerkennung der Thatsache bildet die unerläßliche Vorbedingung einer richtigen Wirtschaftspolitik. Der Überschuß der Einfuhr über die Ausfuhr ist seit 1880 stetig gewachsen und betrug im Jahre

1890 nicht weniger als 834 Millionen Mark. Vielleicht suchen jetzt die Schutzzöllner die alte Behauptung wieder hervor, mit der die Freihändler die 1878 beginnende Umkehr der Zollpolitik abzuwenden suchten, daß nämlich die Lehre von der Handelsbilanz eine schon von Adam Smith widerlegte Irrlehre sei. Allein sie bleibt nun einmal, richtig verstanden, unbestreitbar. Waren können nur mit Waren gekauft werden. Ist der Wert unsrer Ausfuhr geringer als der unsrer Einfuhr, dann müssen wir zur Deckung des Unterschiedes Gold ins Ausland schicken, und dieses Gold fällt uns nicht vom Himmel, sondern wir müssen es mit einem Teile unsers Einkommens an Sachgütern bezahlen, und um diesen Teil verringert sich die für unsern Bedarf verfügbare Gütermasse. England besitzt allerdings außer seiner Jahresproduktion noch andre Quellen, aus denen es seine Zufuhr bestreiten kann: seinen Kapitalreichtum, genauer gesprochen seinen Anspruch an Kapitalgütern andrer Völker, zu deren Gläubigern es sich zu machen gewußt hat. Fließen uns ähnliche Quellen? Wie die Engländer die ihrigen gegraben haben, wissen wir, von Deutschland ist uns nichts gleiches bekannt. Als englische Abenteuerer durch Veraubung indischer Nabobs und künstliche Erzeugung von Hungersnöten in Indien selber Nabobs wurden, da war Deutschland noch der Schauplatz, auf dem die Ausländer ihre Kriege ausfochten. Als England unter dem Vorwande der Unterdrückung des Papismus jedes von den Irländern verabreichte Pfund und jeden Schilling in ihre eigne Tasche leiteten — Irland wurde durchaus als Ausland behandelt —, da schädigten deutsche Katholiken und Protestanten einander nur gegenseitig, aber keine Fremden. Als die Engländer schon alle europäischen Völker auf dem Handelswege ausbeuteten, da wurde Deutschland noch von den französischen Revolutionsheeren und von Napoleon geplündert. Und als Deutschland endlich in die Reihe der großen Industriestaaten eintrat, da waren auszubeutende Länder nicht mehr vorhanden, sondern nur noch ein auf Gegenseitigkeit beruhender Austausch möglich. Unser einziger großer Kapitalzuwachs, von dem wir wissen, ist der von unsern wackern Heeren 1870 erkämpfte Milliardensegen. Es ist schon möglich, daß im stillen unsern Großkaufleuten und Bankhaltern große Summen aus dem Auslande, aus Südamerika, aus den Donaufstaaten, aus Ostasien zugeflossen sind, und daß das, was unsre Rentner an Zinsen von ausländischen Wertpapieren beziehen, die Summen bedeutend übersteigt, die auswärtige Gläubiger von uns empfangen haben. Allein wer kann das so genau ermitteln? Und wer oder was verbürgt die Zunahme dieser Art von Kapital? Und wer verbürgt seine Sicherheit? Darauf läßt sich also keine Wirtschaftspolitik gründen, und sträflicher Leichtsinns wäre es, eine stetig wachsende Unterbilanz leicht zu nehmen.

Adam Smith hat das Unglück, daß einige seiner ansehnlichsten und nur durch die englischen Verhältnisse seiner Zeit zu rechtfertigenden Behauptungen als unfehlbare Wahrheit jahraus jahrein verkündigt wurden, während gerade

die unter seinen Lehren, die für alle Länder und Zeiten Geltung haben, übersehen oder vergessen oder unterschlagen wurden, kurz unbekannt blieben. Dahin rechnen wir folgende Gedankenreihe, die an verschiedenen Orten seines *Wealth of Nations* zerstreut oder wiederholt in verschiedenen Wendungen vorkommt. Bei fortschreitendem Wohlstande befindet sich das Volk wohl, bei stillstehendem in Dürftigkeit, bei rückschreitendem elend. Nicht in reichen Staaten, sondern in reich werdenden ist die Lage der Massen am glücklichsten. Zunahme des Reichtums auf natürlichem Wege — nicht durch Verraubung andrer, sondern durch produktive Arbeit — ist aber nur bei reichlich vorhandenem Boden möglich, wo jeder, der einige Groschen erspart hat, Land erwerben kann, denn kein andres Gewerbe vermag die Gütermasse des Volkes in dem Grade zu mehren als die Landwirtschaft, der ja die Schöpferkraft der Natur hilft, oder vielmehr deren Aufgabe sich darauf beschränkt, die schöpferische Arbeit der Natur durch Leitung und Förderung zu unterstützen. In dieser glücklichen Lage befinden sich — d. h. befanden sich zu Smiths Zeiten — die englischen Kolonien in Nordamerika, deren staunenswerter Fortschritt dem Umstande zu danken ist, daß die überwiegende Mehrzahl der Ansiedler aus Bauern besteht, und daß, wer im Handwerk einiges Vermögen erworben hat, nicht eine Fabrik baut, noch sich auf den Schacher verlegt, sondern Acker kauft und eine Farm anlegt. Würde durch Einfuhrzölle auf Fabrikate das Land gezwungen, diese selbst zu erzeugen, würde so durch gewaltsamen Eingriff in die natürliche Entwicklung eine künstliche Blüte der Industrie vor der Zeit gezüchtet, so würde dieses allgemeine Glück und Wohlbehagen schnell ein Ende nehmen, denn das Volksglück beruht darauf, daß die Lebensmittel billig sind, die Arbeit hoch bezahlt wird und die Mehrzahl der Volksgenossen in dem gesündesten und beglückendsten Gewerbe, in der Landwirtschaft, Beschäftigung findet.

So Smith. Die Lage eines Landes, dessen Boden für die Ernährung des Volkes nicht ausreicht, aus eigener Anschauung kennen zu lernen, hatte er kaum Gelegenheit. England führte damals noch Weizen aus. Nur das durch einen Handel, der große Ähnlichkeit mit einem Raubsystem hatte, reich gewordne Holland lebte von eingeführtem Brotkorn. Da bei der heutigen Weltlage die Ausplünderung andrer Nationen, die Vernichtung konkurrierender Handelsflotten, die Verteuerung der Waren durch das regelmäßige Verbrennen von Vorräten und andre dergleichen Künste nicht mehr möglich sind, so können wir die einzuführenden Lebensmittel nur mit unsern eignen Fabrikaten bezahlen, und da deren Absatz bei der allseitig steigenden Konkurrenz immer schwieriger wird, so bleibt uns nichts übrig, als ihn durch Unterbieten zu erstreben, d. h. durch Herabdrücken der Arbeitslöhne; unser Volk muß seinen Lebensunterhalt mit einer größern Menge angestrengterer Arbeit erkaufen, und ein größerer Teil von ihm muß sein Leben in den Fabriken zubringen. Unter solchen Umständen sind, nebenbei bemerkt, alle Gehaltserhöhungen nur Schein. Denn durch die

Gehaltserhöhung einer Beamtenklasse um zehn Millionen Mark werden ja nicht für diese Summe neue Güter hervorgezaubert; weder ein Getreidekörnlein noch ein Stiefelleber wächst dem Volke zu. Sondern diese zehn Millionen kostende Gütermasse, die jener Beamtenklasse zugeteilt werden soll, muß der übrigen Bevölkerung entzogen werden. Das läßt sich diese natürlich nicht gefallen. Alle andern Beamtenklassen agitiren und lärmen so lange, bis sie die entsprechende Gehaltserhöhung durchgesetzt haben; die Gewerbetreibenden suchen die Steuer, mit der sie jene Gehaltserhöhung bezahlen müssen, durch Preiserhöhung wieder herauszuschlagen, und indem so alles teurer wird, bleibt nichts übrig, als auch die Arbeitslöhne nominell zu erhöhen; nach vollzogenem Kreislauf der nominellen Einkommenerhöhung steht sich ein jeder auf dem alten Fleck stehen, und das Wettklettern beginnt von neuem. Auch in reicher werdenden Ländern wird um die Wette geklettert, aber hier kommen die Kletternden wirklich in die Höhe. Denn da die Gütermasse beständig zunimmt, d. h. die Masse der wichtigsten Güter, der Rohstoffe, so wächst auch der jedem Volksgenossen gebührende Anteil daran, und die Gehaltzzulage verschafft dem Beamten den ihm gebührenden Zuwachs, ohne daß einem andern etwas entzogen werden müßte. Beim Wettklettern kommt jeder mit jedem Schritt wirklich eine Stufe höher, während der Aufwärtstrebende im überbevölkerten Lande dem Arbeiter am Wasserrade gleicht, der von Sprosse zu Sprosse steigt, nur um nicht zu ertrinken und stets auf derselben Höhe bleibt. Damit soll nicht gesagt sein, daß in einem solchen Staate niemand reicher würde. Gerade die Volksnot ist es, die die Ansammlung großen Privatbesitzes erleichtert. Unter einem Bauernvolke mit billigem Lande leben alle in gleichmäßigem Wohlstande, aber reich kann niemand werden; denn jeder bezieht seinen ganzen Arbeitsertrag selbst und braucht niemandem etwas davon abzutreten. Privatreichthümer können nur angesammelt werden, wo viele für einen zu arbeiten gezwungen sind. Je höher die Volksnot steigt, desto häufiger tritt dieser Fall ein. Aus den kleinen Landgütern bankerotter Besitzer erwächst die Magnatenherrschaft, mit dem Blute hinsiehender Krämer nährt sich das große Versandgeschäft, der Gewinn des Großindustriellen steigt um so höher, je billiger die Arbeiter, von der Not getrieben, ihre Arbeit verkaufen müssen, und der Wucher blüht nur auf einem mit Elend gedüngten Acker.

Nordamerika hat später die von Adam Smith gepriesene Politik geändert, und durch den überwältigenden Anblick der damit erzeugten Treibhausblüthenpracht ist vor sechzig Jahren unser Friedrich List vom Freihandel zum Schutzzoll bekehrt worden. Könnte er den Erfolg dieses Wandels heute sehen, so würde er anders urteilen. Lists Ideal jedoch: der geschlossene, sich selbst genügende Nationalstaat, ist auch das unsre. Nur muß der Ton auf das „sich selbst genügend“ gelegt werden, denn einen Staat, der sich selbst nicht genügt, absperren zu wollen, ist Wahnsinn; und darin liegt die Schwierigkeit, dieses

Ideal zu verwirklichen. Nordamerika kann sich absperrern, denn es genügt sich selbst; ob es wohl daran thue, sich so vollständig abzusperren, ob die Abspernung nicht zu früh erfolgt sei, das sind Fragen für sich. Rußland könnte sich ohne Schädigung des Volkswohls absperrern, wenn es von einem einsichtsvollen, gebildeten, thatkräftigen, tüchtigen Volke bewohnt würde. Deutschland absperrern zu wollen, bei seiner auseinandergezerrten Gestalt mit seinen meerbusenartig in andre Staaten eindringenden Provinzen, bei seiner ungenügenden Bodenproduktion, wäre ein toller Einfall. Über kurz oder lang mußte die, wenn wir nicht irren, zuerst von Paul Dehn in die Öffentlichkeit geworfene Idee zum Durchbruch kommen, zunächst Deutschland und Österreich-Ungarn zu einem einzigen Wirtschaftsgebiete zu verschmelzen. Auf diese Idee ist uns durch den beiderseitigen Handelsvertrag wenigstens ein Ausblick eröffnet, wenn sie auch von der Verwirklichung noch sehr weit entfernt ist. Zudem genügt sie heute schon nicht mehr; es müssen Länder in den Bund hineingezogen werden, die unverwertete Rohstoffe in größerer Menge übrig haben und der Einfuhr von Fabrikaten dringender bedürfen als Österreich-Ungarn. Das sind zunächst die Staaten an der untern Donau und auf der Balkanhalbinsel. Erst wenn diese Ländermasse ein einziges Wirtschaftsgebiet wäre, würde das richtige Verhältnis zwischen Bewohnerzahl und Bodenfläche einigermaßen wiederhergestellt sein und könnte unser jetzt in zu enge Gewandung eingeschnürtes Volk noch einmal anfangen, im Sinne Adam Smiths fortzuschreiten und zu wachsen. Auf die weitem aus dieser Betrachtung entspringenden Fragen: ob dieses Gebiet auch wirklich hinreiche, ob nicht noch das westliche Rußland hereingezogen werden müsse, wie das Verhältnis zu dem noch weit mehr überbevölkerten Italien, zu dem wegen stillstehender Bevölkerungsziffer sich einigermaßen genügenden, zu dem amphibisch in und von allen Erdteilen und Meeren sich nährenden England zu gestalten sei, ob nicht zum Zweck besserer Verteilung der Einwohnerschaft für Abfluß aus unsern überbevölkerten Provinzen in die dünnbevölkerten unter den neuanzugliedernden Gebieten zu sorgen sei und wie dann das nationale Interesse gewahrt und der deutsche Stamm noch rein erhalten werden könne, auf diese Fragen können wir vor der Hand noch nicht eingehen. Vorläufig dürfen wir damit zufrieden sein, daß unser Reichskanzler die neue Weltlage und die Pflicht, im Interesse unsers Vaterlandes damit zu rechnen, erkannt hat. Es ist sein hohes Verdienst, hingewiesen zu haben auf die riesige Ausdehnung der sich selbst genügenden Reiche Nordamerika, Rußland und China, und daran Sätze geknüpft zu haben, die eine Wendung in der Weltgeschichte nicht bloß ankündigen, sondern bedeuten: „Der Schauplatz der Weltgeschichte hat sich erweitert; damit sind die Proportionen andre geworden, und ein Staat, der als europäische Großmacht eine Rolle in der Geschichte gespielt hat, kann, was materielle Kraft angeht, in absehbarer Zeit zu den Kleinstaaten gehören. Wollen nun die europäischen Staaten ihre Weltstellung aufrecht erhalten, so werden sie

nach meinem Dafürhalten nicht umhin können, soweit sie wenigstens ihren sonstigen Anlagen nach dazu geeignet sind, eng aneinander sich anzuschließen. Es ist nicht unmöglich, daß die Zeit kommen wird, wo sie einsehen werden, daß sie klügeres zu thun haben, als sich gegenseitig das Blut auszusaugen.“ Es ist das erstemal, daß von so hoher Stelle aus — von niedrigen Stellen aus ist es schon öfter geschehen — auf die Solidarität der mittel- und west-europäischen Staaten den drei Riesenreichen gegenüber hingewiesen wird. Auch an die Überbevölkerung Italiens hat der Reichskanzler erinnert.

Der Landwirtschaft, richtiger gesprochen den größern Gutsbesitzern gegenüber hat er nun allerdings mit seiner Wendung einen schweren Stand. Was er für sie am 10. November gesprochen hat, ist uns aus der Seele gesprochen. Daß ihnen aber mit Schutzzöllen auf die Dauer nicht geholfen werden könne, müssen sie einsehen lernen; davor kann sie keine Staatsgewalt, und würde sie von einem eisernen Kanzler in zehnter Potenz vertreten, bewahren. Je knapper die Rohproduktion im Verhältnis zur Volkszahl wird, je höher die Not steigt, desto weiter müssen die Grenzen geöffnet werden, desto unmöglicher werden Einfuhrverschwerungen. Nicht der niedrige Getreidepreis bringt unsre Gutsbesitzer um, sondern der hohe Bodenpreis, der eben von der Knappheit des Bodens herrührt, und die Höhe der Verpflichtungen, die ihnen ererbte Schulden, Standesrückichten und die Versorgung der Kinder auflegen. Gegen die landläufige Behauptung, daß Englands Landwirtschaft durch die Aufhebung der Kornzölle ruiniert worden sei, läßt sich zweierlei einwenden. Erstens haben die englischen Landlords schon lange vorher angefangen, den Körnerbau durch erweiterte Graswirtschaft, durch Anlage ausgedehnter Parks und Wüstlegen von Ländereien der Jagd wegen zu beschränken. Und zweitens würden auch die allerniedrigsten Getreidepreise die Landwirtschaft und namentlich den Körnerbau nicht schädigen, wenn das Land, anstatt einigen hundert Lords zu gehören, unter einige Millionen Kleinbauern verteilt wäre, die von ihren eignen Bodenerzeugnissen lebten; Korn und Milch machen darum, weil sie billig sind, nicht weniger satt. In Deutschland, wo die Verhältnisse anders liegen, würden anhaltend niedrige Preise vielleicht die Zahl der mittlern Rittergutsbesitzer und der größern Bauern zu Gunsten der Magnaten und der Kleinbauern vermindern, was in sozialer und politischer Beziehung zu bedauern wäre, aber die Landwirtschaft oder auch nur der Körnerbau würden dadurch nicht geschädigt.

Wir sind nun keineswegs so thöricht, zu wünschen, daß das deutsche Volk seine großartige Industrie und den Glanz seiner städtischen Bildung preisgebe und, auf die Stufe etwa des zehnten Jahrhunderts zurückkehrend, wieder ein Volk von lauter Bauern werde. Wir wünschen nur, daß sein Fortschritt gesund bleibe und daß es sich nicht in ein Proletariat von Fabrikarbeitern und ländlichen Tagelöhnern auflöse mit einigen tausend Großgrundbesitzern, Groß-

industriellen und Großhändlern als Rentenempfängern und Betriebsleitern. Wir wünschen, daß die Zahl der industriellen Bevölkerung hinter der der bäuerlichen immer ein wenig zurückbleibe, und daß es stets mehr kleine Besitzer als besitzlose Arbeiter gebe. Wir sind vollkommen überzeugt davon, daß bei hoher Kultur und verwickelten Besitz- und Produktionsverhältnissen die Landwirtschaft Grundrente, Unternehmergeinn, Kapitalzins und noch manches andre abwerfen muß, aber wir wollen nicht, daß über diesen ihren sekundären Leistungen ihre beiden ersten, natürlichsten und unentbehrlichsten Leistungen übersehen, in den Hintergrund gedrängt und vergessen werden, nämlich die Volksernährung und die Bewahrung der Volkskraft durch gesunde Beschäftigung der Mehrzahl. Manchen Äußerungen nach zu schließen, die man in den letzten Jahren vernehmen konnte, ist vielen Gutsbesitzern der Gedanke, daß Lebensmittel zunächst dazu da sind, gegessen und getrunken zu werden, ganz verschwunden. Die badischen Weinbauern z. B. klagen, sie müßten zu Grunde gehen, weil von den dreißig Millionen Hektolitern Wein, die Italien jährlich erzeugt, schon beinahe eine Viertelmillion nach Deutschland komme. Man überlege nun, wie die Sache steht. Italien erzeugt weit mehr Wein, als seine nüchterne Bevölkerung für eignen Bedarf braucht. Die Weinstöcke auszureißen und statt ihrer Getreide zu bauen, wäre sündliche Thorheit, da damit fast nichts gewonnen würde; wird doch der Wein ohnehin mit äußerster Raumersparnis meist nur als Umkränzung der Getreidefelder gezogen. Der schwere italienische Rotwein, gleich den spanischen Weinen durch einen Zusatz von Spiritus haltbar gemacht, wäre bei gehöriger Verbilligung geeignet, unsrer norddeutschen Bevölkerung, die kühlende säuerliche Weine nicht mag, den Schnaps zu ersetzen. Aber nein, das darf nicht sein! Damit weder die badischen Weinbauern noch die märkischen Spiritusbrenner an ihrer Rente etwas einbüßen, sollen die Deutschen fortfahren, sich mit Fusel zu vergiften, und die Italiener ihren Wein ins Wasser gießen! Das ist nicht Volkswirtschaft, sondern Geldwirtschaft zu Gunsten einiger Rentenempfänger! Wir sind weit entfernt davon, die Ansprüche dieser Rentenberechtigten, die soziale und politische Wichtigkeit ihres Standes zu unterschätzen und zu mißachten; wir legen nur Verwahrung dagegen ein, daß die Volkswirtschaft, die Versorgung des Volkes mit Gebrauchsgütern, zu Gunsten dieser Rentenberechtigten ganz und gar in den Hintergrund gedrängt und vernachlässigt werde. Bei der Überleitung der Volkswirtschaft in neue Bahnen die berechtigten Ansprüche der Rentenempfänger nach Möglichkeit zu schonen und das Wohl des ganzen Volkes ohne schmerzliche Verletzung einzelner wichtigen Stände zu fördern, gehört zu den schwierigsten Aufgaben, die der Weisheit unsrer Regierung gestellt werden können. Möge es ihr auch daran nicht gebrechen, nachdem sie geoffenbart hat, daß es ihr an hohen Gesichtspunkten und klarer Erkenntnis der richtigen Grundsätze nicht fehlt. Aus der letzten großen Kanzlerrede hat das deutsche Volk die beruhigende und erhebende Gewiß-

heit geschöpft, daß Herr von Caprivi nicht allein eine ehrliche, offene Soldatennatur, ein pflichtgetreuer, eifriger Beamter und ein tüchtiger Fachminister, sondern auch ein weitschauender, klar blickender Staatsmann ist.



Die Mutter sehnt sich und der Vater wartet

Eine Weihnachtsgeschichte von E. Budde*)



Weihnachten stand vor der Thür, mit doppelter Freude für die Fröhlichen, mit Trost für die Betrübten, mit Gaben für alle. Teure alte Erinnerungen waren in seinem Gefolge und wollten ihre Stimmung über alles verbreiten, frohe junge Hoffnungen versteckten sich heimlich dahinter, um doch hindurchzuleuchten, und Stall und Scheune, Küche und Keller, alles wollte dazu beitragen und sein Bestes auf dem Weihnachtsaltar opfern. Die ganze Erde lag da und wartete mit Sehnsucht.

Das that auch Borumhof, ein schönes Besitztum, das in magerer Gegend in Westjütland lag. Im Sommer schoß es gleich einer Blume empor zwischen Heide und Moor, für den Augenblick aber war es etwas mitgenommen durch Regen und Nebel, Sturm und Schnee. Aber die Wartezeit wurde nicht lang, denn es gab genug zu thun, ehe man Weihnachten so willkommen heißen konnte, wie man sollte.

Ich bringe es nicht fertig! rief die Landrätin und sank erschöpft auf einen Stuhl, ich gehe drüber zu Grunde!

Und tauchst wieder auf, doppelt so hübsch und frisch als zuvor, denn so geht es ja stets, Mutter! fiel der Landrat ein. Gott sei gedankt für Weihnachten! es macht uns wieder jung, uns beide!

Um seinen Worten Nachdruck zu geben, legte der Landrat seine starken Arme um die schwächliche Figur seiner Landrätin, schwenkte sie herum, setzte sie wieder nieder und sah ihr mit einem Blick in die Augen, so fröhlich und so zärtlich, daß ihr Antlitz darunter errötete, trotz der vierzig und einigen Jahre, die darüber hingegangen waren. Und er hatte ein Recht, so zu sprechen, denn gab es einen Mann, der es verstand, Weihnachten mit froher Miene entgegenzusehen und es mit einer Freude zu feiern, die die Nacht hatte, auch den

*) Aus dem Dänischen übersetzt von Therese Lora.